

In: KRÄMER, SYBILLE & KÖNIG, EKKEHARD (eds.)
Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft)

Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik*

MARTIN HASPELMATH
Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, Leipzig

1. Positionen

Auf die Frage, ob es eine Sprache hinter dem Sprechen gibt, oder mit anderen Worten, ob es eine Kompetenz hinter der Performanz (gespeichertes Sprachwissen hinter der Sprachverarbeitung) gibt, antworte ich ebenso eindeutig wie praktisch alle meine Linguistenkollegen: Ja, selbstverständlich – ohne gespeichertes Sprachwissen ist systematisches Sprechverhalten kaum denkbar (vgl. den Beitrag von König in diesem Band). Innerhalb der Linguistik kontrovers ist dagegen eine andere, verwandte Frage, die ich mit Nein beantworte:

- (1) Gibt es eine angeborene Universalgrammatik hinter den 5500 verschiedenen lebenden Sprachen? Ist die Kompetenz zum großen Teil in den menschlichen Genen festgelegt?

Obwohl die Methoden der Linguistik allein kaum ausreichen, diese Frage zu beantworten, haben sich die Linguisten in den letzten Jahrzehnten viel mit dieser Frage beschäftigt. Man kann die Linguisten in zwei Gruppen einteilen, je nach der Antwort, die sie auf diese Frage nach der Universalgrammatik geben: Mit Ja antworten die *Nativisten*, allen voran natürlich Noam Chomsky, der den Begriff der Universalgrammatik in diese Diskussion eingeführt hat (vgl. auch die Beiträge von Bierwisch und Fanselow in diesem Buch).¹ Für diejenigen, die die Universalgrammatik leugnen, gibt es keinen einheitlichen Terminus, aber man könnte sie z.B. *Konstruktivisten* nennen, weil sie meinen, dass das Kind sich beim Spracherwerb die Grammatik selbst aus dem Input konstruiert. Im Gegensatz zu den Nativisten haben die Konstruktivisten keine charismatische Führungsfigur, und die konstruktivistische Position ist deshalb möglicherweise außerhalb der Linguistik weniger bekannt, aber innerhalb der Linguistik ist diese Gruppe nicht weniger gewichtig.

Wenn wir Konstruktivisten also die angeborene Universalgrammatik leugnen, schließt sich naturgemäß die nächste Frage an: Woher kommt denn die Grammatik, die die Grundlage für das systematische Verhalten der Sprecher ist, wenn sie dem Menschen nicht als Teil seiner artspezifischen Ausstattung angeboren ist? Meine Antwort darauf ist:

- (2) Grammatik entsteht als Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion.

* Ich danke Ekkehard König und Sybille Krämer für die Einladung, an der Berliner Ringvorlesung teilzunehmen. R. Winter danke ich für Hilfe bei der Herstellung des Manuskripts, und Pierluigi Cuzzolin hat das Leibniz-Zitat aufgespürt.

¹ Eine hervorragende allgemeinverständliche Darstellung der nativistischen Position ist Pinker (1994). Eine Kritik aus konstruktivistischer Perspektive ist Tomasello (1996).

Dieses Entstehen von Grammatik nennt man Grammatikalisierung. Es ist nicht leicht, das Entstehen von Grammatik zu beobachten; vor allem das Entstehen von Grammatik aus dem Nichts, das besonders überzeugend wäre, können wir praktisch nur im Gedankenexperiment verfolgen.

2. Gedankenexperimente

Es bietet sich an, mit unserem Gedankenexperiment an das berühmte Experiment des ägyptischen Königs Psammetichs I. anzuschließen, von dem uns Herodot berichtet. Ich rufe es kurz in Erinnerung:

Psammetich wollte die Ursprache der Menschheit entdecken, und weil er viel Macht und wenig moralische Skrupel hatte, ließ er kurzerhand zwei Babys ihren Eltern wegnehmen und von einem stummen Hirten aufziehen, der die strikte Anweisung hatte, die Kinder nicht mit anderen Menschen in Kontakt zu bringen. Der Hirte sollte darauf achten, welches das erste gesprochene Wort der Kinder sein würde. Die Linguisten am Hofe Psammetichs I. hatten offenbar dieses Experiment vorgeschlagen, weil sie in der Eliminierung des Inputs die einzige Chance sahen, die angeborene Ursprache wiederaufzufinden, die anscheinend durch die Vielfalt der historischen Einzelsprachen überlagert worden war. Das erste Wort der Kinder war *bekos*, was im Phrygischen 'Brot' bedeutete, und König Psammetich schloss daraus, dass das Phrygische die Ursprache der Menschheit gewesen sein musste. Soweit Herodot; spinnen wir nun diese Fabel ein wenig weiter.

Das Wissen über die Ursprache war ein großer Erkenntnisfortschritt für die damalige Linguistik, aber schon ein bis zwei Generationen später hatte sich der Interessenschwerpunkt der ägyptischen Sprachwissenschaftler verlagert: Der Wortschatz galt nun als ein relativ oberflächlicher Teil der Sprachkompetenz, und was man wissen wollte, war, ob auch die Grammatik angeboren sei, und wenn ja, welche Form diese Universalgrammatik hatte. Die Linguisten schlugen also dem König, Psammetich II., Nachfolger Psammetichs I., folgendes Experiment vor: Man solle ein Kind in Isolation aufziehen, ebenso wie im Experiment Psammetichs I., aber das Kind solle nicht völlig ohne sprachlichen Input aufwachsen, sondern nur ohne *grammatischen* Input. Die Nativisten am Hofe des Königs erwarteten, dass unter solchen Bedingungen die Versuchsperson zwar eine Sprache erwerben würde, aber nicht die grammatiklose Sprache ihrer Umgebung, sondern eine Sprache, deren Wörter zwar aus dem reduzierten Input stammen, deren Grammatik aber direkt die angeborene Universalgrammatik widerspiegelt. So könne man unter kontrollierten experimentellen Bedingungen die Entstehung von Grammatik aus dem Nichts beobachten. Die Konstruktivisten am Hofe des Königs dagegen machten die Vorhersage, das Kind werde die Sprache genau in der Form erwerben, in der es sie höre, also ohne Grammatik. Weil die Konstruktivisten der Auffassung waren, dass die Grammatik funktional bedingt ist, erwarteten sie allerdings eine gewisse Störung der Funktionalität; die grammatiklose Sprache werde dem Kind also einen weniger flexiblen, schwerfälligen Ausdruck seiner Ideen erlauben. Das praktische Problem an diesem Experiment war, dass es nicht so leicht war, jemanden zu finden, der eine grammatiklose Sprache mit dem Kind sprechen würde, obwohl die Grundidee einer grammatiklosen Sprache ziemlich einfach ist. Grammatik besteht aus grammatischen Elementen und grammatischen Schemata (bzw. Regeln), und

all diese müssen eliminiert werden. Ein Beispiel dafür ist in (3a) zu sehen: der Beginn des Märchens vom Wolf und den sieben Geißlein, das schon im alten Ägypten bekannt gewesen sein mag. Ich habe in der gewöhnlichen deutschen Version (3b) alle grammatischen Elemente unterstrichen, und diese sind in der grammatiklosen Variante (3a) weggelassen. Auch die Wortstellung ist in (3a) völlig regellos.

(3a) Märchen / existier Geiß mal / Junge Geiß sieben / Geiß Junge lieb / Mutter lieb
 Kinder genauso / mal Wunsch Geiß rausgeh Haus / Zweck besorg Essen Junge /
 Geiß Junge warn Grund / schleich Wolf manchmal Haus rum / "ich fort Zeit
 immer nicht aufmach Tür / Zweck nicht reinkomm"

(3b) Es war einmal eine Geiß, die hatte sieben Junge. Sie liebte sie so, wie eine Mutter ihre
 Kinder lieb hatte. Eines Tages wollte sie aus dem Hause gehen, um ihren Jungen etwas
zu essen zu besorgen. Aber weil manchmal der Wolf ums Haus schlich, warnte sie sie:
 "Macht niemandem die Tür auf, solange ich fort bin."

Man sieht: Obwohl wir es hier natürlich mit einer üblen Karikatur des Deutschen zu tun haben, ist der Text doch relativ gut verständlich. Alle Wörter, die wirklich einen substanziellen Beitrag zum Inhalt des Märchens leisten, sind da, und die Beziehungen der Wörter untereinander kann man im Wesentlichen aus dem Kontext erschließen.

Natürlich fand sich nicht so leicht ein Hirte, der ohne Grammatik zu den Kindern sprechen konnte. Dieses praktische Problem wurde gelöst, indem sich ein Linguistenpaar fand, das bereit war, eine solche grammatiklose Variante des Ägyptischen gründlich zu erlernen und dann bei der Kindererziehung zu verwenden. Praktischerweise war *er* überzeugter Nativist und *sie* überzeugte Konstruktivistin, so dass sich beide Linguisten gegenseitig kontrollierten und keiner mogeln konnte. Damit sich das aufwendige Experiment lohnte, ließ Psammetich II. gleich fünf Babys gleichzeitig von diesem Linguistenpaar aufziehen.

Leider wissen wir nicht, was das Ergebnis dieses Versuchs war, denn alle Veröffentlichungen darüber sind beim Brand der berühmten Bibliothek von Alexandria vernichtet worden. Ich bin aber überzeugt, dass die Konstruktivisten recht behalten haben: Nach einigen Jahren hatten alle fünf Kinder die grammatiklose Sprache ihrer Erzieher erlernt und konnten sie fließend miteinander sprechen.

Aber dieses aufsehenerregende Forschungsergebnis barg wieder ein Rätsel: König Psammetich II. – so können wir uns vorstellen – fragte seine Hoflinguisten, warum denn dann alle damals bekannten Sprachen eine Grammatik besaßen, wo doch eine grammatiklose Sprache auch erworben werden konnte und offenbar auch einigermaßen funktionierte. Die Linguisten – oder jedenfalls die Konstruktivisten unter ihnen – stellten die Hypothese auf, dass die Grammatik zwar kein biologisch notwendiger Teil der Sprache sei, dass sie sich aber unter normalen gesellschaftlichen Bedingungen quasi automatisch einstelle: Sie meinten, *Grammatik entstehe als Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion*.

Um diese Theorie zu überprüfen, schlugen sie dem König ein weiteres Experiment vor: Die fünf Kinder sollten auf einer einsamen Insel ausgesetzt werden und zu einem eigenen kleinen Völkchen werden. Nach etwa vier-fünf Generationen werden man sehen, ob sich wie erwartet eine Grammatik herausgebildet habe. König Psammetich II. stimmte zu, und so fuhr das Linguistenpaar mit den fünf Kindern hinaus auf den Ozean jenseits des Roten Meeres. Dort gab es eine unbewohnte Insel ohne wilde Tiere und mit einer

Überfülle von Fischen, Vögeln und Früchten, von denen sie sich leicht ernähren konnten. Nach weiteren fünf Jahren waren die grammatiklosen Kinder groß genug, um für sich selbst zu sorgen, und das Linguistenpaar kehrte nach Ägypten zurück. Hundert Jahre später, unter der Regierungszeit Psammetichs VIII., wollte man nachsehen, was aus der Sprachgemeinschaft geworden war, und schickte ein Schiff zu der Insel jenseits des Roten Meeres, um sich das Ergebnis des Experiments anzuschauen. Und wirklich, die Inselbewohner sprachen nun eine ganz gewöhnliche Sprache mit Grammatik – einer Grammatik, die völlig anders war, als die damalige ägyptische Grammatik, aber doch ganz normal für eine menschliche Sprache.

3. Grammatikalisierung

Wie konnten die ägyptischen Linguisten zur Zeit Psammetichs II. in so genialer Weise die richtigen Verhersagen machen? Das war nur möglich, weil sie eine so gründliche Kenntnis der Prinzipien der Sprachgeschichte hatten. Die ägyptische Schriftsprache war zu jener Zeit bereits zweieinhalb tausend Jahre alt, und die Grundprinzipien der Grammatikalisierungstheorie ließen sich davon abstrahieren.

Die entscheidende Erkenntnis ist die, dass grammatische Elemente und Schemata immer wieder neu aus lexikalischen Elementen und diskursiven Strukturen entstehen.² Am leichtesten zu illustrieren ist das für grammatische Elemente, die aus vollen Wörtern, oder zumindest aus konkreteren, weniger grammatischen Elementen entstehen. Tabelle 1 zeigt eine Liste von grammatischen Elementen des Deutschen, Englischen und Französischen, deren Herkunft wir ziemlich genau kennen. Die Genitiv-Präpositionen *von*, *of* und *de* stammen ab von einer Präposition mit der räumlichen Bedeutung der Herkunft ('von ... her'), wie besonders deutlich bei französisch *de* zu sehen ist (lateinisch *de* hatte die Genitiv-Bedeutung noch nicht). Die Dativ-Präpositionen *to* und *à* haben sich aus Richtungs-Präpositionen entwickelt; noch im Altenglischen und Lateinischen hatten ihre Vorgänger nur diese konkrete Bedeutung. Die französischen und englischen Futur-Auxiliare (*aller*, *be going to*, *will*) waren ursprünglich normale lexikalische Verben mit den Bedeutungen 'gehen' und 'wollen'. Das französische Futur-Suffix *-er(-ai)* ist aus einer Konstruktion mit dem lateinischen Verb *habere* entstanden, die 'sollen' ausdrückte. Das deutsche *haben*-Präteritum entstammt einer Konstruktion, die ursprünglich ein gegenwärtiges Resultat bezeichnete. Das englische Adverb-Suffix *-ly* geht letztlich auf das Substantiv *lic* 'Gestalt' (vgl. deutsch *Leiche*) zurück. Der definite Artikel kommt von einem Demonstrativpronomen, und der indefinite vom Zahlwort 'eins'. Die französische Negationspartikel *pas* geht auf lateinisch *passus* 'Schritt' zurück, das ursprünglich nur als Negationsverstärker diente.

Genitiv < 'Herkunft'
engl. <i>of</i> , dt. <i>von</i> , frz. <i>de</i> < lat. <i>de</i> 'von ... her'
Dativ < 'Richtung'
engl. <i>to</i> < altengl. <i>to@</i> 'zu', frz. <i>à</i> < lat. <i>ad</i> 'zu'

² Allgemeine Darstellungen der Grammatikalisierungstheorie sind Lehmann (1995) und Hopper & Traugott (1993). Meine Darstellung hier beruht auf Haspelmath (1999a), wo ich versuche, eine allgemeine Erklärung für Grammatikalisierung und insbesondere ihre Gerichtetheit zu geben.

Futur < 'gehen'	frz. <i>je vais le faire</i> , engl. <i>I'm gonna do it</i>
Futur < 'wollen'	engl. <i>I will do it</i> 'ich will es tun' > <i>I'll do it</i>
Futur < 'sollen, haben zu'	frz. <i>je fer-ai</i> < <i>ego facere habeo</i> 'ich habe zu tun'
Präteritum < 'Resultat'	dt. <i>ich habe geschrieben</i> < 'mein Schreib-Resultat existiert'
Art und Weise < 'Gestalt'	engl. <i>earnest-ly</i> < altengl. <i>eornost-lice</i> (cf. <i>Leiche</i>)
definiter Artikel < Demonstrativ	frz. <i>il loup</i> 'der Wolf' < lat. <i>ille lupus</i> 'jener Wolf'
indefiniter Artikel < 'eins'	engl. <i>a book</i> < altengl. <i>a@n bo@c</i> 'one book'
Negation < Negationsverstärker	frz. <i>je vais pas</i> < <i>je ne vais pas</i> 'gehe keinen Schritt'
Tabelle 1: Die Herkunft einiger grammatischer Elemente	

Nicht in allen diesen Fällen können wir eine wirklich lexikalische Quelle des grammatischen Elements identifizieren, so wie das im Fall der französischen Negationspartikel *pas* möglich ist. In vielen Fällen sind die Ausdrücke so alt, dass sich ihr Ursprung im Dunkel der Vorgeschichte verliert, auch wenn wir die Sprachgeschichte über viele Jahrhunderte hinweg verfolgen können. So geht z.B. die französische Präposition *à* auf lateinisch *ad* zurück, und wie erwartet ist die Bedeutung von *ad* konkreter, weniger grammatisch. Wir nehmen an, dass auch *ad* letztlich auf ein konkreteres Wort, vielleicht ein Substantiv mit der Bedeutung 'Richtung' oder 'Seite' zurückgeht, aber wir wissen nichts über die Vorgeschichte. Entscheidend ist, dass praktisch in allen Fällen, die wir beobachten können, ein Wandel von konkreter zu weniger konkret, von weniger grammatisch zu mehr grammatisch stattfindet.

Die Entstehung von grammatischen Schemata oder Konstruktionen ist in mancherlei Hinsicht problematischer und schwieriger zu rekonstruieren, aber auch hier ergibt sich aus vielen individuellen Mosaiksteinchen ein relativ klares Gesamtbild: Grammatische Konstruktionen entstehen aus losen Diskursverbindungen oder aus umständlicheren, komplexeren Konstruktionen.

Zum Beispiel können Relativsatzkonstruktionen aus nebeneinander gestellten Hauptsätzen entstehen, deren zweiter ein anaphorisches Pronomen enthält, wie wir in (4a-b) sehen (der Pfeil "→" ist als "wird zu" zu lesen).

- (4a) *Ich suche den Jungen – Der wohnt im Haus nebenan. →*
 (4b) *Ich suche den Jungen, der im Haus nebenan wohnt.*

Konditionalsätze können aus Fragesätzen entstehen:

- (5a) *Gefällt dir das Geschenk nicht? – Dann gib es zurück. – >*
 (5b) *Gefällt dir das Geschenk nicht, so gib es zurück.*

Konzessive Konditionalsätze können aus Hauptsätzen entstehen, in denen Gleichgültigkeit ausgedrückt wird:³

- (6a) *Es ist egal, wo du hingehst – Ich werde mit dir gehen.* – >
 (6b) *Egal wo du hingehst, ich werde mit dir gehen.*

Ganz allgemein kann man wahrscheinlich sagen, dass Nebensätze letztlich immer aus Hauptsätzen entstehen, die ursprünglich nur locker und ohne grammatische Regeln nebeneinander gestellt waren.

Einfache Prädikate entstehen typischerweise aus Kombinationen von Hauptprädikat und Nebenprädikat. Ursprünglich wird im Englischen Negation einfach durch *not* nach dem Verb ausgedrückt, wie in (7a); das finden wir so noch bei Shakespeare. Dann wurde zunehmend die Umschreibung mit dem Verb *do* verwendet (vgl. 7b) also eine syntaktisch komplexere Konstruktion mit Haupt- und Nebenprädikat, die aber dasselbe ausdrückt. Heutzutage ist die Umschreibung mit *do* die einzige Möglichkeit, und zumeist verschmilzt das Verb *do* mit dem Wort *not* zu *don't* (vgl. 7c). Der Satz hat damit nur noch ein Prädikat.

- (7a) *They like not the gift.*
 (7b) *They do not like the gift.* –>
 (7c) *They don't like the gift.*
 'Ihnen gefällt das Geschenk nicht.'

Ähnlich ist die Entwicklung der Fragesatzkonstruktion im Französischen: Ursprünglich wurde das Subjekt immer dem Verb nachgestellt, und in der gehobenen Sprache ist es auch jetzt noch möglich (8a) zu sagen. Umgangssprachlich wird aber praktisch immer eine Umschreibung mit dem Verb *être* 'sein' verwendet. (8b) ist wörtlich übersetzbar als 'Wohin ist es, dass du gehst?'

- (8a) *Où vas-tu?*
 (8b) *Où est-ce que tu vas?*
 'Wohin gehst du?'

Heutzutage ist die Kombination *est-ce que* praktisch zu einer speziellen Fragepartikel geworden, und die Fragekonstruktion wird nicht mehr als aus zwei Prädikaten, einem Hauptprädikat und einem Nebenprädikat bestehend empfunden.

Wir sehen also eine generelle Bewegung von lockeren zu festen, und von umfangreichen zu kompakteren Verbindungen: Hauptsatz + Hauptsatz wird zu Haupt- und Nebensatz und Haupt- und Nebenprädikat wird zu einem einfachen Prädikat. Ganz analog – von locker zu fest – ist auch die generelle Entwicklungsrichtung der Wortstellung, was man besonders schön in der Entwicklung vom Latein zu den romanischen Sprachen sieht. Während die lateinische Wortstellung sehr frei war, ist die Wortstellung in den romanischen Sprachen ziemlich streng grammatisch geregelt. Der französische Satz (9b) erlaubt nur diese Stellung der vier Wörter *je, te, le, ferai*, während der entsprechende lateinische Satz praktisch alle Permutationen erlaubt (vgl. 9a).

³ Diesen Prozess hat König (1992) beschrieben.

Offenbar ist die im Lateinischen am häufigsten verwendete Stellung zur einzig möglichen geworden.

- (9a) *(ego) tibi illud facere habeo / illud facere habeo ego tibi /
ego habeo facere tibi illud / habeo facere illud ego tibi / ... ->*
 (9b) *je te le ferai*
 'ich werde es es dir machen'

Diese Beispielliste ließe sich praktisch beliebig verlängern. Die Verallgemeinerungen, die in der Forschung eigentlich nicht umstritten sind, lauten:

- (10a) Die überwältigende Mehrheit aller grammatischen Elemente aller Sprachen kann auf ein lexikalisches Ursprungsmodell zurückgeführt werden.
 (10b) Die Mehrheit der grammatischen Schemata/Konstruktionen kann auf eine lockerere diskursive oder syntaktische Ausgangsstruktur zurückgeführt werden.

Grammatikalisierung ist also das allmähliche Entstehen von festen Mustern (= grammatischen Schemata) aus lockeren, diskursiven Strukturen, und das gleichzeitige Entstehen von abstrakten Elementen (= grammatischen Elementen) aus konkreten Elementen. Metaphorisch könnte man also sagen: *Grammatik ist geronnener Diskurs*. Oder, um einen berühmten Ausspruch von Gottfried Wilhelm Leibniz, zu variieren: *Nihil est in competentia quod prius non fuerit in performantia*.⁴

Die Einsicht von der zentralen Bedeutung der Grammatikalisierung für das Verständnis der Grammatik ist ziemlich alt, nur ist sie leider verschiedentlich in Vergessenheit geraten. Ganz klar finden sich die zentralen Erkenntnisse der Grammatikalisierungstheorie in der schriftlichen Version eines Vortrags, den Wilhelm von Humboldt im Jahre 1822 in Berlin gehalten hat: "Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung".⁵

"Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der blosse längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, dass doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

... Ich habe bisher nur von grammatischen Formen gesprochen; allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden läßt. Solche sind vorzugsweise die Praepositionen und Conjunctionen... Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's [1786-1805] richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern."

Allerdings gibt es einige Punkte, die Humboldt noch nicht gesehen hat. Am wichtigsten ist vielleicht die Tatsache, dass Grammatikalisierung ein *zyklischer Prozess* ist, der sich ständig wiederholt. Zu Humboldts Zeit war noch nicht so klar, dass die historische Epoche nur einen kleinen Teil der Menschheitsgeschichte ausmacht, und man meinte, durch ein maßvolles

⁴ *Nihil est in intellectu quod prius non fuerit in sensibus* 'Nichts ist im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen war' (Gottfried Wilhelm Leibniz, *Nouveaux essais sur l'entendement humain*, 1765, Buch II.).

⁵ Humboldt (1985[1822]).

Extrapolieren in die Prähistorie dem Sprachursprung nahe zu kommen. Heute nehmen wir eher an, dass die Entstehung der menschlichen Sprache um die 100 000 Jahre zurückliegt, so dass es völlig unmöglich wird, mithilfe der historischen Linguistik an die Anfänge der Sprache zu gelangen. Die Veränderungen, die wir in den letzten 5000 Jahren seit den ersten Sprachaufzeichnungen beobachten können, sind also nur ein kleiner Ausschnitt von dem, was sich seit vielen Tausenden von Jahren immer wieder von neuem abspielt.

Eine weitere Eigenschaft der Grammatikalisierung, die Humboldt nicht erwähnt, ist ihre *Gerichtetheit*. Der entgegengesetzte Prozess kommt so gut wie nicht vor. Man könnte sich ja vorstellen, dass zwar alle Affixe und grammatischen Wörter aus vollen konkreten Wörtern entstehen, dass aber umgekehrt auch volle konkrete Wörter aus Affixen entstehen können. Oder dass Konstruktionen mit fester Wortstellung lockerer werden, oder dass eine Unterordnungsstruktur mit Nebensatz zu einer bloßen Anreihung von Hauptsätzen wird. Solche Veränderungen gibt es aber praktisch nicht – das müssen wir erklären.

Und schließlich ist wichtig, dass Grammatikalisierung ein *allmählicher Prozess* ist, der sich über Jahrhunderte hinziehen kann, nicht etwas, das von heute auf morgen geschieht, oder von einer Generation zur nächsten. Jede Generation trägt ihren Teil zu den großen Schwingungen des Rades der Sprachgeschichte bei, aber für die einzelnen Sprecher sind diese Veränderungen praktisch nicht wahrnehmbar. Die wirklichen Regularitäten erkennt nur der Sprachhistoriker aus seiner weiten Perspektive.

4. Der soziale Ursprung der Grammatik

Wie erklärt sich nun diese fortwährende Bewegung immer in dieselbe Richtung, der zyklische Wandel von konkret und locker zu abstrakt und fest? Meine These ist, dass die soziale Komponente bei der Grammatikalisierung eine entscheidende Rolle spielt, und dass sich die Regularitäten der Grammatikalisierung also letztlich nur aus den Regularitäten der sozialen Interaktion erklären lassen.

Bevor ich zu meiner eigenen Erklärung für die Grammatikalisierung komme, möchte ich noch zwei Erklärungen erwähnen, die man oft hört, die ich aber nicht für überzeugend halte. Erstens heißt es nicht selten, Grammatikalisierung sei darauf zurückzuführen, dass die Sprecher sich in einem kreativen Akt die grammatischen Mittel schaffen, die sie für die effiziente Sprachverwendung brauchen. Das würde jedoch nur funktionieren, wenn die Sprecher sich ihrer grammatischen Bedürfnisse bewusst wären und Sprachwandel absichtlich herbeiführen könnten. Zudem haben ja alle Sprachen Grammatik, und nach der Erklärung vom Grammatikbedürfnis kann man die ständige zyklische Wiederholung der Grammatikalisierung nicht erklären. Eine zweite wenig überzeugende Erklärung ist, dass die Entstehung neuer grammatischer Elemente zur Kompensation des Verlustes der Elemente dient, die aufgrund lautlicher Reduktion verschwunden sind. So ist z.B. immer wieder gesagt worden, dass der Verlust der lateinischen Kasusunterscheidungen durch phonologische Veränderungen in den romanischen Sprachen bedingt ist. Nach dieser Erklärung wurde z.B. die Präposition *ad* nötig (*ad lupum* 'dem Wolf'), weil sich nach dem Verschwinden des *-m* am Wortende der alte Dativ *lupo* nicht mehr genügend vom Akkusativ

lupum unterschied. Diese Erklärung funktioniert vielleicht in diesem speziellen Fall, aber Grammatikalisierung findet nicht nur dann statt, wenn eine frühere Unterscheidung verloren geht. Oft entstehen neue Formen, die ganz friedlich mit den alten koexistieren (z.B. das neue englische *gonna*-Futur mit dem *will*-Futur, vgl. Tabelle 1).

Meine eigene Erklärung ist ganz anders, und vielleicht überraschend. Ich möchte behaupten, dass Grammatikalisierung eine Art *sprachlicher Inflationsprozess* ist.⁶ Solche Inflationsprozesse lassen sich auch außerhalb der Grammatik beobachten, wo sie leichter zu verstehen sind. Beginnen wir mit einem hypothetischen Beispiel von einem Königreich, in dem es nur eine Handvoll Großherzöge gibt, aber Dutzende Herzöge. Als die Dinge im Reich einmal nicht so gut laufen und sich unter den Herzögen Unzufriedenheit mit dem König breitmacht, kommt der König auf eine geniale Idee: Er verleiht etlichen der Herzöge kurzerhand den Großherzogstitel, und diese sind mächtig stolz auf den neugewonnenen Status und stehen fortan loyal zum König. Das geht zehn Jahre lang gut so, aber dann merken die Großherzöge, dass jetzt, wo es zwei Dutzend Großherzöge gibt, der Großherzogstitel nicht mehr so viel wert ist wie früher. Und auch die verbliebenen Herzöge begehren auf, weil ihr Titel erst recht entwertet ist. Der König ergreift die Flucht nach vorn: Er lässt sich zum Kaiser krönen und macht die wichtigsten Großherzogtümer in seinem Reich zu Königreichen. Es hat sich also eine Spirale in Gang gesetzt, aus der es schwer ist zu enttrinnen.

Die Parallelen zum monetären Inflationsprozess sind offensichtlich: Der Nennwert von gesellschaftlich akzeptierten Wertsymbolen wird erhöht, ohne dass der Gesamtsachwert steigt: Das ist genauso, wie wenn die Geldmenge steigt, ohne dass die Gesamtmenge an Waren und Dienstleistungen mitwächst. Das Ergebnis ist ein unaufhaltsamer Verfall des Wertes der Wertsymbole – seien es nun Geldscheine oder Adelstitel. Beide haben gemeinsam, dass man ihren Nennwert auf sehr billige Weise erhöhen kann, wozu die Versuchung immer groß ist. Ein anderes Beispiel, das unserer heutigen Realität entnommen ist, ist die Benennung von höheren Bildungsanstalten. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden in Großbritannien, in Russland und anderswo viele Fachhochschulen und Pädagogische Hochschulen zu Universitäten umbenannt. Was früher *polytechnic* hieß, heißt heute *university*, und viele der alten Universitäten haben das bis heute nicht verwunden. Angehörige der *University of Sussex* würden am liebsten verschweigen, dass ihre Uni in Bristol liegt, damit man sie ja nicht mit der *University of Bristol* verwechselt, wie sich das ehemalige *Bristol Polytechnic* nun nennen darf. Und auch in der Bundesrepublik gibt es Kollegen an den Unis, die Wert darauf legen, als "Universitätsprofessor" tituiert zu werden, um sich von den zahlreichen Fachhochschul-professoren zu unterscheiden.

Meine These ist jetzt, dass auch Grammatikalisierung sich als Inflationsprozess erklären lässt, bei dem der billige Griff nach einem "wertvolleren" Ausdruck letztlich zum Wertverlust führt, weil die "Warenmenge", d.h. in der Sprache die auszudrückenden Gedanken, gleich bleibt. Ein "wertvoller" Ausdruck ist dabei einer, der semantisch konkreter und formal komplexer ist. Natürlich sind die grammatischen Beispiele nicht so sinnfällig wie der Kontrast zwischen Herzog und Großherzog, oder *polytechnic* und Universität, aber letztlich ist dasselbe Prinzip am Werk, wenn die Sprecher sagen

⁶ Diese Idee geht auf Dahl (2001) zurück.

<i>ad lupum</i>	statt	<i>lupo</i>	'dem Wolf' (Latein),
<i>je ne vais pas</i>	statt	<i>je ne vais</i>	'ich gehe nicht' (Französisch),
<i>je vais le faire</i>	statt	<i>je le ferai</i>	'ich werde tun' (Französisch),
<i>auf Grund von</i>	statt	<i>wegen</i>	(Deutsch),
<i>in an admirable fashion</i>	statt	<i>admirably</i>	'bewundernswert' (Englisch),
<i>they do not like</i>	statt	<i>they like not</i>	'ihnen gefällt nicht' (Engl.).

Das Ziel der Sprecher, die einen "wertvolleren" Ausdruck wählen als nötig, ist offenbar, auf sich aufmerksam zu machen und Prestige zu gewinnen. Das ist besonders dann deutlich, wenn einer der Ausdrücke noch jetzt mehr Prestige mit sich trägt (vgl. *auf Grund von* vs. *wegen*, wo ersteres auf die prestigeträchtigeren Schriftsprache beschränkt ist). Prestige spielt in allen sozialen Situationen eine wichtige Rolle.

Nun ist es aber so, dass *alle* Sprecher an dem Prestigegewinn partizipieren wollen. Wenn ein Sprecher zum ersten Mal *auf Grund von* sagt, dann klingt das eindrucksvoll, aber er findet ziemlich schnell Nachahmer, und nach einer gewissen Zeit wird der neue Ausdruck so häufig, dass er schon wieder wertlos wird. Was hier geschieht, ist also paradox: Jeder einzelne Sprecher möchte seine eigene Sprache ausdrucksstärker, auffallender, eben in gewisser Weise wertvoller gestalten – aber was dabei auf der Makroebene herauskommt, ist praktisch das Gegenteil: der fortgesetzte Wertverlust der neueingeführten Wörter und Konstruktionen. Solche paradoxen Prozesse hat Rudi Keller in seinem berühmt gewordenen Buch *Sprachwandel Invisible-hand-Prozesse* genannt,⁷ und er hat deutlich gemacht, dass solche Prozesse ohne die Regeln der sozialen Interaktion nicht verstanden werden können.

Auch die Tatsache, dass grammatische Elemente im Laufe der Grammatikalisierung einem drastischen Schrumpfungs- und Verschmelzungsprozess unterliegen, kann man auf diese Weise erklären: Die lautliche Reduktion ist eine natürliche Folge der gesteigerten Häufigkeit, und Häufigkeit von Elementen und Schemata führt automatisch zu stärkerer mentaler Einprägung und damit zur Bildung von festen grammatischen Mustern. Die psychologischen Gesetzmäßigkeiten, die solche Entwicklungen notwendig machen, sind ja hinreichend bekannt.

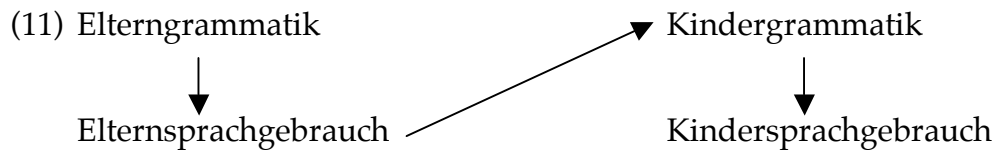
Mein Fazit ist also, dass Grammatikalisierung soziale Interaktion voraussetzt, und dass man die beobachteten Phänomene des Sprachwandels nur auf diese Weise erklären kann. Wie wir bereits am Anfang sahen: *Grammatik entsteht als Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion*. Weil die Bedingungen, die zu Grammatikalisierung führen, überall präsent sind, ist Grammatikalisierung in allen Sprachen strändig zu beobachten. Die umgekehrte Entwicklung (von fest zu locker, von kompakt zu umfangreich) findet nicht statt, weil Sprecher keine Motivation haben, "wertlosere" Ausdrücke als normal zu verwenden.

Was haben nun die Nativisten zum Thema Sprachwandel und Grammatikalisierung zu sagen?⁸ Grammatikentstehung hat aus nativistischer Perspektive nichts mit Sprachwandel zu tun, denn die Grammatik ist im Wesentlichen angeboren. Und Sprachwandel wird nicht mit sozialer Interaktion in Verbindung gebracht. Die Nativisten sehen die Ursache des Sprachwandels in der Diskontinuität der Weitergabe einer Sprache von einer

⁷ Keller 1994

⁸ Der prominenteste Sprachwandeltheoretiker der Chomsky-Schule ist David Lightfoot, vgl. Lightfoot (1999) (dazu kritisch Haspelmath (1999b)).

Generation an die nächste. Die Elterngrammatik wird ja nicht direkt in der Grammatik ihrer Kinder abgebildet, sondern die Kinder müssen die Grammatik ihrer Sprache aus dem Sprachgebrauch ihrer Eltern und Umgebung erschließen. Schematisch ist das in (11) dargestellt:



Bei der Weitergabe der Sprache auf die nächste Generation kann es nun vorkommen, dass die Kinder eine etwas andere Grammatik erschließen als die, die tatsächlich verwendet worden ist, und so kann es zu "Reanalysen" kommen. Ein bekanntes Beispiel aus der englischen Sprachgeschichte ist der Verlust des anlautenden *n* im Wort für Natter, das jetzt *adder* lautet, früher aber, ähnlich wie im Deutschen, *nadder*. Wenn man nur den Ausdruck *anadder* 'eine Natter' hört, ist nicht offensichtlich, ob es *a nadder* oder *an adder* heißen muß. Solche Reanalysen sind ohne Zweifel möglich, aber insgesamt sind sie doch sehr selten – die allermeisten englischen Substantive haben noch ihr anlautendes *n*- (*a nail, a name, a nose, usw.*).⁹ Das gewichtigste Argument gegen dieses Sprachwandelmodell ist, dass sich so die Regularitäten des Sprachwandels nicht erklären lassen: insbesondere die Gerichtetheit der Grammatikalisierung, ihre zyklische Wiederholung, und die Tatsache, dass Grammatikalisierung ein langsamer Prozess ist, der sich über viele Generationen hinziehen kann und doch dieselbe Richtung beibehält. Das Grundproblem der nativistischen Betrachtungsweise ist, dass die sozialen Aspekte des Sprachwandels völlig ignoriert werden und Sprache ausschließlich aus der biologischen Perspektive gesehen wird. Eine solche selbstgemachte Verengung des Wahrnehmungshorizonts kann nur zu schweren Fehlinterpretationen führen.

5. Die Inseln jenseits des Roten Meeres: das reale Experiment

Nachdem ich jetzt meine Theorie der Grammatikalisierung skizziert habe, möchte ich auf die Insel jenseits des Roten Meeres zurückkommen, auf der das bemerkenswerte Experiment Psammetichs II. durchgeführt wurde. Durch eine merkwürdige Wendung der Geschichte traf es sich nämlich, dass auf eben dieser Inselgruppe etwa 2500 Jahre nach Psammetich ein weiteres "Experiment" durchgeführt wurde, über das wir sehr viel mehr wissen. Es übertraf das von Psammetich noch bei weitem an Grausamkeit, obwohl es von christlichen Europäern im Zeitalter der Aufklärung durchgeführt wurde. Und leider können wir es nicht als Legende oder Fabel abtun.

Sie haben es vielleicht schon geahnt: Bei der unbewohnten Inselgruppe jenseits des Roten Meeres handelt es sich natürlich um das Urlaubsparadies Seychellen, wohlbekannt aus den Reisebüro-Katalogen. Die Seychellen wurden um 1750 von Frankreich in Besitz genommen, und im Jahre 1770 landeten die ersten französischen Siedler dort mit afrikanischen Sklaven, um eine Plantagenwirtschaft aufzubauen. Die Afrikaner wurden aus verschiedenen

⁹ Zum Verhältnis von Grammatikalisierung und Reanalyse vgl. Haspelmath (1998).

Gegenden Afrikas brutal verschleppt und konnten ihre traditionellen Sprachen nicht bewahren. Die Kreol-Sprache, die sich in dieser Mischgesellschaft entwickelte, und die noch heute von den über 100000 Seychellois als Muttersprache gesprochen wird, ist dem Französischen im Wortschatz sehr ähnlich, aber von der französischen Grammatik ist kaum etwas zu finden. In (12)-(13) sehen wir zwei Beispielsätze, die das gut illustrieren.¹⁰

(12) *Ler ou 'n met sa mayok sek, sa mayok i vin lafarin.*
 wenn du PERF tu den Maniok trocken der Maniok PRÄS werd Mehl
 'Wenn man den Maniok trocken hineintat, wurde der Maniok Mehl.'
 (Französisch: Quand on mettait le manioc sec (dedans), le manioc devenait de la farine.)

(13) *Zot pa ti vin isi, son manman ek son papa.*
 sie nicht PRÄT komm hier seine Mama und sein Papa
 'Sie kamen nicht hierhier, seine Mama und sein Papa.'
 (Französisch: Ils ne venaient pas ici, sa maman et son papa.)

Wer mit dem Französischen vertraut ist, sieht sofort, dass die alte französische Grammatik verschwunden ist: Die alten Tempusendungen sind weggefallen (*met* statt *mettait*, *vin* statt *venaient*), es gibt keine Genus-Unterscheidungen mehr (*son manman* statt *sa maman*), keine Kongruenz am Verb, der alte definite Artikel (*le, la, les*) existiert nicht mehr, und ebenso gibt es keine Spur mehr von den alten klitischen Pronomina (*tu, ils* usw.). Dafür ist aber jede Menge neue Grammatik vorhanden. Tabelle 2 zeigt die neuen grammatischen Elemente, die in den Sätzen (12)-(13) vorkommen, zusammen mit ihrer Herkunft aus französischen Wörtern.

<i>ler</i>	'als'	< <i>l'heure</i> 'die Stunde'
<i>ou</i>	'du'	< <i>vous</i> 'Sie'
<i>'n, fin</i>	Perfekt	< <i>finir</i> 'beenden'
<i>sa</i>	definitiver Artikel	< <i>ça</i> 'das' (Demonstrativ)
<i>i</i>	Präsens	< <i>il</i>
<i>zot</i>	'sie'	< <i>les autres</i> 'die anderen'
<i>ti</i>	Präteritum	< <i>était</i> 'war' (<i>ti vin</i> < <i>était à venir</i> , o.ä.)
<i>ek</i>	'und'	< <i>avec</i> 'mit'

Tabelle 2: Neue grammatische Elemente im Seychellen-Kreol

Das Seychellenkreol und andere, noch bekannter gewordene Kreolsprachen wie etwa das Haiti-Kreol, das Jamaika-Kreol und das Hawaii-Kreol, spielten in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle in der nativistischen Argumentation für die Universalgrammatik, die vor allem mit dem Namen Derek Bickertons verbunden ist. Bickerton behauptete in seinem Buch *Roots of Language*,¹¹ dass Kreolsprachen aus Pidginsprachen entstehen, d.h. primitiven Behelfssprachen ohne Muttersprachler und ohne Grammatik. In einer solchen Pidginsprache hätten sich also nach 1770 auf den Seychellen die Franzosen mit den Afrikanern, und später auch die Afrikaner untereinander, unterhalten. Als dann die erste Generation von Kindern aufwuchs, die in ihrer Umgebung nur

¹⁰ Die Beispiele sind aus Michaelis (1993). Abkürzungen in der Interlinearübersetzung: PERF = Perfekt, PRÄS = Präsens, PRÄT = Präteritum.

¹¹ Bickerton 1981.

dieses grammatiklose Pidgin hörten, hätten diese aber nicht dieses grammatiklose Pidgin erworben, sondern eine vollgültige Sprache mit Grammatik, deren Wortschatz aus dem Pidgin entnommen war, deren Grammatik aber das angeborene "Bioprogramm" widerspiegelte (wie Bickerton die Universalgrammatik nannte). Bickertons interessantestes Argument dafür war, dass die verschiedenen Kreolsprachen sich in ihrer Grammatik sehr stark ähneln, was er darauf zurückführte, dass die Kreolsprachen bei ihrer Entstehung alle dieselbe Grammatik hatten. Wir hätten damit also ein reales "Experiment", bei dem wir die Entstehung von Grammatik aus dem Nichts beobachten können.

Das wäre tatsächlich ein hervorragendes Argument für die angeborene Universalgrammatik, aber leider stimmt Bickertons Theorie mit den bekannten Fakten nicht gut genug überein. Zum einen zeigen neuere Forschungen zur historischen Soziolinguistik der Kreolsprachen, dass der Traditionsbruch längst nicht so radikal war wie von Bickerton angenommen und dass man nicht generell davon ausgehen kann, dass Kreolsprachen aus primitiven, grammatiklosen Pidgins entstanden sind.¹² Zum anderen verschwinden viele der angeblich frappierenden Ähnlichkeiten unter den Kreolsprachen bei näherem Hinsehen, oder sie lassen sich durch gemeinsame Beeinflussung durch die afrikanischen Sprachen der Sklaven erklären. Und die neu entstandene Grammatik lässt sich sehr gut durch "beschleunigte Grammatikalisierung" beschreiben.¹³ Die Veränderungsprozesse sind letztlich dieselben wie bei normalem Sprachwandel, und dass der Wandel schneller abläuft als normalerweise, ist bei den enormen demografischen Veränderungen, die die gewaltsame Verschleppung und Versklavung der Afrikaner mit sich brachte, auch kein Wunder. Die Veränderungen in Tabelle 2 sind qualitativ ganz parallel zu den Veränderungen in Tabelle 1: Grammatische Elemente entstehen aus lexikalischen ('als' aus 'Stunde', Perfekt aus 'beenden') oder aus semantisch konkreteren ('und' aus 'mit', 'sie' aus 'die anderen', neuer definitiver Artikel aus Demonstrativ). Auch das zweite Experiment auf den Inseln hinter dem Roten Meer lässt sich also gut als Argument für die Grammatikalisierungstheorie, und nicht für die Theorie von der Universalgrammatik interpretieren.

Es gibt noch weitere reale historische Situationen, die sich als relevante Experimente deuten lassen. Eine davon möchte ich kurz erwähnen, weil sie auch in der Linguistik kaum bekannt ist. Es handelt sich um den Erwerb des Esperanto, einer künstlichen Sprache, als Muttersprache.¹⁴ Natürlich wird Esperanto in erster Linie als Nichtmuttersprache verwendet, aber es gibt weltweit zwischen 200 und 400 Familien, in denen die Eltern miteinander Esperanto sprechen und in denen die Kinder Esperanto als eine ihrer Muttersprachen haben. Natürlich ist das Esperanto keine Sprache ohne Grammatik – insofern liegt der Fall hier ganz anders als bei unserem Gedankenexperiment und bei den hypothetischen Pidginsprachen in Bickertons Szenario für die Entstehung von Kreolsprachen. Interessant am Esperanto ist aber, dass seine Grammatik teilweise äußerst eigenartig ist: Das Esperanto hat eine Reihe von grammatischen Eigenschaften, die in keiner natürlichen Sprache zu finden sind, d.h. es verletzt eine Reihe von sprachlichen Universalien. Wenn die sprachlichen Universalien auf die angeborene Universalgrammatik zurückzuführen sind, wie von den Nativisten immer wieder behauptet worden ist, dann sollte man erwarten, dass diese

¹² Chaudenson (1992), Mufwene (2001).

¹³ Vgl. Plag (1994).

¹⁴ Versteegh (1993).

merkwürdigen, unnatürlichen Aspekte der Esperanto-Grammatik nicht erworben werden *können*. Ein solcher Aspekt ist zum Beispiel die konsequente Ableitung von weiblichen Personenbezeichnungen von den entsprechenden männlichen Personenbezeichnungen. Das gilt auch auch im Fall des Wortes 'Mutter', das von 'Vater' abgeleitet ist (*patro* 'Vater', *patr-in-o* ist 'Mutter'), so dass man also sozusagen 'Vaterin' für 'Mutter' sagt. Eine solche Ableitungsbeziehung zwischen den Wörtern für Vater und Mutter ist aus natürlichen Sprachen nicht bekannt.¹⁵ Ein Konstruktivist würde hier voraussagen, dass die Esperanto-Muttersprachler diese unnatürlichen Aspekte der Grammatik erwerben können, dass aber nach einigen Generationen ungestörter Sprachentwicklung das Esperanto durch Sprachwandel seine unnatürlichen Eigenschaften verlieren würde und zu einer ganz normalen Sprache werden würde. Leider sind mir keine empirischen Untersuchungen zum Mutterspracherwerb des Esperanto bekannt, aber aus dieser Richtung könnte in Zukunft interessante Evidenz in der Debatte um die Universalgrammatik kommen.

6. Was ist universal in der Grammatik?

Wenn es nun keine Universalgrammatik gibt, wie ich behaupte, folgt daraus, dass es keine universalen Eigenschaften der Grammatik gibt? Nein, natürlich nicht! Die Universalienforschung hat ja bei der empirischen Suche nach Universalien der Grammatik durchaus Erfolg gehabt, aber diese Universalien sehen anders aus als die, die ein Nativist erwarten würde. Im Fall der grammatischen Elemente ist zum Beispiel oft daran gedacht worden, dass die Menge der grammatischen Kategorien wie Tempus, Präsens, Futur, Numerus, Singular, Plural, Kasus, Nominativ, Akkusativ (usw.) universal und angeboren ist, also zur Universalgrammatik gehört. Die Kategorien sind natürlich nicht in dem Sinne universal, dass alle Sprachen diese Kategorien haben – in dem Sinn ist keine einzige Kategorie universal, wie man leicht zeigen kann. Es gibt Sprachen, die keine Tempus-Unterscheidungen haben, oder keine Numerus-Unterscheidungen, oder keine Kasus-Unterscheidungen (usw.), obwohl es wohl keine Sprache gibt, die überhaupt keine grammatischen Kategorien aufweist.

Die Menge der grammatischen Kategorien könnte aber angeboren und universal sein in dem Sinne, dass es eine feste Liste von Kategorien gibt, aus denen eine Sprache auswählen muss. Kategorien, die nicht auf dieser Liste stehen, sind nicht möglich: Sie können nicht erworben werden und können deshalb in keiner Sprache vorkommen. Das ist eine Annahme, die typischerweise von Nativisten gemacht wird.

Das Problem an dieser Auffassung ist, dass sie mit den beobachteten Fakten nicht übereinstimmt. Sicher gibt es eine relativ überschaubare Anzahl von Kategorien, die in den Sprachen der Welt sehr weitverbreitet sind, wie z.B. die Unterscheidung Singular/Plural, Präsens/Präteritum, Maskulin/Feminin. Aber es gibt darüber hinaus eine ziemlich große Anzahl von Kategorien, die sich nur in einer kleinen Minderheit der Sprachen finden. Wenn wir etwa beim Numerus bleiben, so finden wir außer einer Singular-Plural-Unterscheidung in

¹⁵ Das Beispiel ist insofern nicht sehr gut, als auch die Nativisten nicht behaupten, dass *alle* Universalien auf die angeborene Universalgrammatik zurückgehen, und das Universale, nach dem 'Mutter' nie von 'Vater' abgeleitet ist, würde kaum der Universalgrammatik zugeschrieben werden.

einer ganzen Reihe von Sprachen auch noch einen Dual, also eine eigene Form für die Zweizahl. Eine kleine Gruppe von Sprachen in Ozeanien hat darüber hinaus auch noch einen Trial aufzuweisen, d.h. eine eigene grammatische Form für die Dreizahl. Wenn alle drei Kategorien zur angeborenen Universalgrammatik gehören, dann fragt es sich, warum der Dual denn so viel seltener ist als der Plural und warum der Trial wieder so viel seltener ist als der Dual. Und damit noch nicht genug: In einer einzigen Sprache, dem Sursurunga in Neu-Guinea, ist bisher auch ein Quadral, eine Form für die Vierzahl, gefunden worden.¹⁶ Auch ein Quadral müsste also zur angeborenen Kategorienliste der Universalgrammatik gehören. Aber wollen wir jetzt wirklich behaupten, dass ein Quinquial oder ein Sexal völlig unmöglich wären? Viel plausibler ist es, dass sie einfach so unwahrscheinlich sind, dass man zwar unter den 5500 lebenden Sprachen kein Beispiel finden wird, aber dass, wenn es eine Million Sprachen gäbe, sich auch diese Kategorien irgendwo finden würde.

Ein ähnliches Beispiel bieten die Vergangenheitstempora: Neben der einfachen Unterscheidung "Gegenwart/Vergangenheit" haben eine Reihe von Sprachen noch Distanzunterscheidungen in ihrem Tempussystem, also etwa "nahe Vergangenheit/ferne Vergangenheit". Noch seltener sind Tempora, die sich auf spezifische Tage beziehen, also z.B. "heute/vor heute", "gestern/vorgestern". Einzigartig ist das Tempussystem im Kiksht, einer Sprache in Oregon:¹⁷ Dort gibt es eine verbale Tempusunterscheidung zwischen 'dieses Jahr' und 'letztes Jahr'. Wiederum ist es kaum plausibel zu sagen, dass ein solches Tempus in der Universalgrammatik vorgesehen ist, ein eigenes Tempus für 'diesen Monat' vs. 'letzten Monat' (das bisher noch in keiner Sprache gefunden wurde) jedoch nicht.

Statt noch mehr solcher Beispiele zu bringen, möchte ich schon jetzt die Schlussfolgerung ziehen: Die Annahme, es gebe eine begrenzte Liste von angeborenen grammatischen Kategorien ist einerseits zu restriktiv, denn man wird immer vereinzelte Sprachen finden, die den gegebenen Rahmen sprengen. Andererseits ist diese Annahme zu wenig restriktiv, denn sie erklärt nicht, warum bestimmte Kategorien so viel häufiger sind als andere.

Um die sprachliche Variation bei grammatischen Kategorien zu erfassen, eignen sich am besten sogenannte "Implikations-Universalien", die dem folgenden Schema folgen: "Für alle Sprachen gilt: Wenn eine Sprache Kategorie B hat, hat sie auch A". In abkürzender Schreibweise sagt man auch einfach: "B > A". Es können auch mehr als zwei Kategorien in einer solchen Implikations-Sequenz vorkommen. Ein Beispiel für eine Implikations-Sequenz im Bereich des Numerus ist (14).

(14) Quadral > Trial > Dual > Plural

Das heißt, wenn eine Sprache einen Quadral hat, hat sie auch einen Trial; wenn sie einen Trial hat, hat sie auch einen Dual; und wenn sie einen Dual hat, hat sie auch einen Plural. Das Sursurunga hat alle vier Kategorien; die anderen Sprachen Ozeaniens haben Trial, Dual und Plural; Sprachen wie das Arabische haben Dual und Plural; und Sprachen wie das Deutsche haben nur einen Plural (auch Sprachen ohne Plural gibt es). Was es nicht gibt, sind Sprachen, die nur einen Dual haben, aber keinen Plural, oder Sprachen, die einen Trial und einen Plural haben, aber keinen Dual.

¹⁶ Corbett (2000).

¹⁷ Comrie (1985:100).

Die weltweit vergleichende Linguistik hat eine ganze Reihe solcher Implikationssequenzen entdeckt, die alle analog funktionieren. Für die Markierung des Objekts gilt z.B. die Sequenz in (15).

(15) Objektmarkierung bei
Sachen > Personen > Namen > Pronomina

Wenn eine Sprache Objektmarkierung bei Sachbezeichnungen hat, dann auch bei Personenbezeichnungen, wenn bei Personenbezeichnungen, dann auch bei Namen, und so weiter. Am wahrscheinlichsten ist Objektmarkierung also bei Pronomina, wo selbst das fast ganz kasuslose Englische spezielle Objektformen hat (*him* vs. *he*, *her* vs. *she*, usw.).

Grammatische Universalien begegnen uns generell nicht in der Form "möglich vs. unmöglich", sondern in der Form "wahrscheinlich vs. weniger wahrscheinlich". Die geeignete Darstellungsart für Universalien ist die Implikations-Sequenz. Je weiter links auf einer solchen Sequenz eine Kategorie steht, desto unwahrscheinlicher ist sie. Die unwahrscheinlichsten Kategorien sind zum Teil so unwahrscheinlich, dass sie noch in keiner Sprache gefunden worden sind. Aber weil die Anzahl der gründlich erforschten Sprachen nicht sehr groß ist, werden immer wieder Sprachen gefunden, die bisher nicht belegte Kategorien und Phänomene besitzen.

Die sprachliche Vielfalt der Erde gibt uns also in erster Linie Hinweise auf unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten, nicht so sehr auf das, was in der Sprache möglich und unmöglich ist. Unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten der Grammatikalisierung lassen sich aber viel besser durch Regularitäten des Sprachgebrauchs, also der Performanz, als durch eine angeborene Universalgrammatik erklären. Die Gesetzmäßigkeiten der typologischen Variation weisen also genauso wie die Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels auf den Sprachgebrauch als die letztliche Begründung für die Sprachstruktur.

Es gibt natürlich auch einige sehr abstrakte Eigenschaften, die wirklich alle menschlichen Sprachen teilen: Sie alle verwenden diskrete Artikulationen (Laute oder Gesten) als Symbole, haben hierarchische Strukturen, machen keinen Gebrauch von quantifizierenden Regeln, und so weiter. Vielleicht sind diese Eigenschaften angeboren, und generell kann natürlich schlecht bestritten werden, dass die menschliche Sprachfähigkeit eine genetische Komponente hat: Menschen haben Sprache wohl nicht nur deshalb, weil sie (wie das Rad) irgendwann erfunden wurde und nicht wieder in Vergessenheit geriet. Irgendwie gehört die Sprache sicher auch zur menschlichen Natur, und nicht nur zu ihrer sozial vermittelten Kultur. Was aber hier bestritten werden soll, ist, dass spezifische grammatische Eigenschaften der Sprache angeboren sind.

7. Schluss

Ich komme also zu dem Schluss, dass Grammatik als Nebenprodukt des normalen Sprachgebrauchs entsteht, und zwar immer wieder von neuem. Kompetenz entsteht im Sprachgebrauch aus Performanz, und es ist nicht nötig, eine angeborene Universalgrammatik anzunehmen. Insofern ist Grammatik ähnlich wie andere mehr oder weniger universale Komponenten einer Sprache, z.B. Fluchwörter und Schimpfwörter.

In diesem Zusammenhang möchte ich nun noch ein letztes reales "Experiment" erwähnen, die Wiederbelebung des Hebräischen als gesprochene

Sprache in Palästina und Israel im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts. Dieser Fall ist parallel zu dem schon erwähnten Fall des Esperanto, nur dass er natürlich viel erfolgreicher war, und dass er insofern weniger interessant war, als das Hebräische von Anfang an natürlich eine völlig normale Grammatik hatte, die keine besonderen Probleme aufwarf. Was das Hebräische allerdings nicht hatte, waren Fluchwörter und Schimpfwörter, und einige fromme Juden hofften zu Anfang, so wird berichtet,¹⁸ dass nun, wo ihre Kinder die Sprache der heiligen Schriften lernten und sprachen, all dieses schmutzige Vokabular ein für alle mal verbannt sein würde. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass man in der heiligen Sprache Hebräisch fluchen und schimpfen könnte wie in den profanen Sprachen Jiddisch, Polnisch und Arabisch. Doch leider, je mehr die jüdische Gesellschaft in Palästina und Israel zu einer normalen Gesellschaft wurde, mit Ober- und Unterschicht, mit Schule und Armee, desto normaler wurde auch das Hebräische. Schon lange kann man auf Hebräisch genauso gut fluchen und schimpfen wie in anderen Sprachen auch. Man wird daraus allerdings nicht schließen wollen, dass es einen angeborenen universalen Fluchwortschatz gebe, und das ist auch gar nicht nötig. Unter den richtigen soziolinguistischen Umständen entsteht so etwas quasi automatisch, durch die unbewusste Kreativität der Sprecher. Genauso ist es im Prinzip mit der Grammatik.

Wie konnte es dazu kommen, dass die Linguisten diese Einsicht vergessen konnten, und die Kompetenz völlig losgelöst von der Performanz beschreiben und verstehen wollten? Vielleicht liegt ein Teil der Schuld bei Ferdinand de Saussure, der natürlich völlig zu recht die wichtige konzeptuelle Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* (also zwischen Kompetenz und Performanz) betonte, der dann aber auch suggerierte, die *langue* sei völlig unabhängig von der *parole*. So jedenfalls scheint es sich aus seinem Vergleich der Sprache mit einer Symphonie zu ergeben:

"On peut comparer la langue à une symphonie, dont la réalité est indépendante de la manière dont on l'exécute; les fautes que peuvent commettre les musiciens qui la jouent ne compromettent nullement cette réalité." (SAUSSURE 1972[1916]:36)

("Man kann die *langue* mit einer Symphonie vergleichen, deren Realität unabhängig ist von der Art und Weise, wie man sie aufführt; die Fehler, die die ausführenden Musiker machen können, kompromittieren diese Realität in keiner Weise.")

Der Vergleich ist schön, hinkt aber an einer entscheidenden Stelle: Die Aufführung einer Symphonie beeinflusst die Symphonie ja nicht, während, wie wir gesehen haben, die sprachliche Kompetenz ständiger Variation unterliegt und durch die Performanz praktisch kontinuierlich von neuem geschaffen wird. Das wusste auch schon Saussure – er kannte ja die Linguistik des 19. Jahrhunderts gut, die den Einfluss des Sprachgebrauchs auf die sprachlichen Regeln in vielfältiger Weise nachgewiesen hatte. So schreibt er eine Seite weiter im *Cours de linguistique générale*:

"la langue est à la fois l'instrument et le produit de la parole"
 ("die *langue* ist gleichzeitig das Instrument und das Produkt der *parole*")

Leider haben zu viele Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts diesen Satz von Saussure nicht beherzigt.

¹⁸ Versteegh (1993).

Literatur

- BICKERTON, DEREK. 1981. *Roots of language*. Ann Arbor: Karoma.
- CHAUDENSON, ROBERT. 1992. *Des îles, des hommes, des langues*. Paris: L'Harmattan.
- COMRIE, BERNARD. 1985. *Tense*. Cambridge: Cambridge University Press.
- CORBETT, GREVILLE G. 2000. *Number*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dahl, Östen. 2001. "Grammaticalization and the life-cycles of constructions." To appear in a volume in the series RASK Supplement Volumes (ed. by Carl-Erik Lindberg).
- HASPELMATH, MARTIN. 1998. "Does grammaticalization need reanalysis?" *Studies in Language* 22.2:49-85.
- HASPELMATH, MARTIN. 1999a. "Why is grammaticalization irreversible?" *Linguistics* 37.6: 1043-68.
- HASPELMATH, MARTIN. 1999b. "Are there principles of grammatical change? A review article of [Lightfoot, David. 1999. *The development of language: Acquisition, change, and evolution*. Oxford: Blackwell.] *Journal of Linguistics* 35: 579-595.
- HOPPER, PAUL & TRAUGOTT, ELIZABETH C. 1993. *Grammaticalization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- HUMBOLDT, WILHELM VON. 1985[1822]. "Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung." In: *Über die Sprache: Ausgewählte Schriften*, ed. by Jürgen Trabant. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 46-73.
- KELLER, RUDI. 1994. *Sprachwandel: von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2. Auflage. Tübingen: Francke.
- KÖNIG, EKKEHARD. 1992. "From discourse to syntax: the case of concessive conditionals", in Rosemarie Tracy (ed.), *Who climbs the grammar-tree* (Linguistische Arbeiten, 281.) (Tübingen: Niemeyer), 423-33.
- LEHMANN, CHRISTIAN. 1995. *Thoughts on Grammaticalization*. Munich: Lincom Europa.
- LIGHTFOOT, DAVID. 1999. *The development of language: Acquisition, change, and evolution*. Oxford: Blackwell.
- MICHAELIS, SUSANNE. 1993. *Komplexe Syntax im Seychellen-Kreol*. Tübingen: Narr.
- MUFWENE, SALIKOKO. (erscheint) 2001. *The ecology of language evolution*. Cambridge: Cambridge University Press.
- PINKER, STEVEN. 1994. *The language instinct: How the mind creates language*. New York: William Morrow.
- PLAG, INGO. 1994. "Creolization and language change: a comparison." In: ADONE, DANY & PLAG, INGO (eds.) *Creolization and language change*. Tübingen: Niemeyer, 3-21.
- SAUSSURE, FERDINAND DE. 1972[1916]. *Cours de linguistique générale*. Ed. par Tullio de Mauro. Paris: Payot.
- TOMASELLO, MICHAEL. 1995. "Language is not an instinct." *Cognitive Development* 10: 131-56.
- TOOKE, HORNE. 1786-1805. *Epea pteroenta, or the Diversions of Purley*. 2 parts. London.
- VERSTEEGH, KEES. 1993. "Esperanto as a first language: language acquisition with a restricted input." *Linguistics* 31: 539-555.

Martin Haspelmath

Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie

Inselstr. 22

D-04103 Leipzig

haspelmath@eva.mpg.de